

Schicksalsmacher

Autor(en): **Frey, Ernst**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **8 (1904-1905)**

Heft 6

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-663830>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Wellenlied.

Es ist des Menschen Erdensein,
Ein Uferland am Meere,
Drob wechseln Mond und Sonnenschein
Und stille Sternenheere.

Die Welle zielt,
Die Welle spielt,
Die Welle summt und lächelt.

Der Ebbe sanfter Wechselgang
Schuf Raum mir für mein Leben.
Warum nur lässt der Wellensang
Zu Zeiten mich erbeben?

Die Welle zieht,
Die Welle flieht,
Die Welle mahnt und flüstert.

Hab' schon, im Ufersand zerstreut
In stillen Wanderstunden
Zur Hälfte betrübt, zur Hälfte erfreut
Seltsames viel gefunden.

Die Welle schenkt,
Die Welle kränkt,
Die Welle winkt und leuchtet.

Die Muschel rauscht so voll und süß,
Sie will mich etwas lehren:
Wer seinen Hausrat hinterliess,
Wird eh'stens wiederkehren.

Die Welle neigt,
Die Welle steigt,
Die Welle quillt und flutet.

Schwillt rückwärts einst das Meer herein,
So hab' ich ausgelebet.
Vielleicht, dass mit dem Wellenschein
Sich dann mein Geist verwebet.

Die Welle blinkt,
Die Welle sinkt,
Die Welle zieht vorüber.

Wenn einst die Ebbe diesen Sand
Aufs neue freigegeben,
Wer mag dann wohl auf meinem Strand
Sein Notsignal erheben?

Die Welle zieht,
Die Welle flieht,
Die Welle winkt und leuchtet.

Jacob Schaffner, Basel.

Schicksalsmacher.

Auch eine Fasnachtgeschichte. Von Ernst Frey, Zürich.

Er war ein junger Mann in den zwanziger Jahren. Schon im Beginn seiner kaufmännischen Laufbahn, als Lehrling, fiel er den Reizungen eines leichtsinnigen und ausschweifenden Lebens anheim. Nicht der Ekel vor dem Laster rettete ihn damals, sondern seine schwächliche Körperbeschaffenheit erwies sich nicht widerstandsfähig genug. Eine Erkrankung seiner Lungen machte ihn für lange Zeit bettlägerig. Und mit dem schönen männlichen Vergnügen, so und so viele Glas Wein oder Bier zu trinken und eine möglichst große Anzahl starker Zigarren zu verrauchen, nach halb oder ganz durchwachter Nacht in der Morgenfrühe mit sehr bleichem Gesicht, aber als ein Held, im Geschäft vor den Kollegen zu erscheinen — mit all dem war's aus.

Das Krankenbett ist der Ort, wo auch ein sonst gedankenfauler Mensch aufs Besinnen gerät. So geschah es mit ihm. Er bereute nachträglich seine Maßlosigkeit, und nahm sich ernstlich vor, alle dem zu entsagen, was er mit seinen Kameraden den Studenten abgelauscht und nachgemacht hatte. Über ein schmerzliches Gefühl, solche Vorrechte entbehren zu müssen, konnte er aber lange nicht hinwegkommen. Und später erst, als er bei Gelegenheiten der Versuchung gerne wieder unterlegen wäre, seine angegriffene Lunge aber jede Unregelmäßigkeit zu teuer küßte, überkam ihn dann noch schmerzlicher das Bewußtsein der Unfähigkeit. — Er besaß zu wenig Geistesgaben, um auf besserem Felde in würdigerer Betätigung die freien Stunden zu genießen.

Aus Gesundheitsrückichten nahm er nach Beendigung seiner Lehrzeit eine passende Stelle in der hochgelegenen, mit günstigem Klima versehenen Stadt Z. an. Hier wohnte er bei einer guten Tante die ihn schnell gar lieb gewann. Sie besaß auch Kinder, drei Mädchen, aber keinen Sohn. Als sehr eitle Frau sah sie mit gemischten Gefühlen das Emporwachsen jener zu Jungfrauen. Sie wurde dadurch an ihr Alter und manches andere gemahnt, das gar viele nicht zu bannende unangenehme Gedanken erweckte. Mütter sind gewiß immer stolz auf Söhne, besonders wenn sie irgendwelche Vorzüge haben; aber es gibt Mütter, die durchaus nicht stolz sind im Anblick einer schönen blühenden Jungfrau, welche sie Tochter nennen müssen.

Der Gatte dieser Tante besaß sehr wenig Hausfinn. Er verbrachte seine Feierstunden lieber im Verein mit lustigen Kameraden, als daß er die mit der Zeit etwas sauer gewordene Frau zur Unterhaltung wählte. Die Mädchen suchten ihre Freundinnen auf, und ließen die Mutter gewöhnlich allein im Hause zurück.

So war es dann sehr begreiflich, daß der kommende Nefte, welcher aus Gesundheitsrückichten auf den Verkehr mit Altersgenossen und ihre Zerstreuungen verzichten mußte, und dadurch ebenfalls mehr ans Haus gebunden war, bald die ganze Liebe der Tante genoß. Die Zwei wurden unzertrennlich. Er hingte sich im buchstäblichen Sinne an die Schürze der glücklichen Frau, welche in der Verzärtelung des Kränklichen fast unmögliches leistete. Die Koufinen spöttelten nicht wenig über das Bürschlein und wollten dadurch die Eifersucht sowie das Weh der Zurücksetzung betäuben. Häufig gab es nun Unfrieden und Streit im Haus. Aber siegreich hielten die zusammen, die sich gefunden. Der Hausherr brummte ebenfalls seine Mißbilligung über dieses Verhältnis, beschwichtigte sich aber immer wieder mit dem Gedanken, daß er jetzt eigentlich immer ungestörter seinen Vergnügungen nachgehen könne, ohne befürchten zu müssen, je wieder bei seiner Heimkunft die Vorwürfe oder das vermeinte Gesicht einer unglücklichen und verlassenen Frau zu hören und zu sehen.

Es verflossen einige Jahre. Der junge Mann hatte sich indessen an ein peinlich sorgfältiges Leben gewöhnt, das heißt, jede Unmäßigkeit, jede unnötige Anstrengung, kurz alles seinem Körper Schädliche von sich ferngehalten. Die

Sorge der Tante um sein Wohlergehen war wennmöglich gleich der Liebe zu ihm noch gestiegen; jemehr Rücksichten, Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten er verlangte, um so teurer wurde er ihrem Herzen.

Ganz vermochte sein Körper nicht mehr zu erstarren. Doch da sein Beruf weder physisch noch geistig starke Anstrengungen erforderte, und er das, was zu leisten war, mit großer Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit verrichtete, so füllte er seinen Platz im Leben besser aus, als mancher mit Gesundheit und Stärke begnadete Nebenmann.

Mit jungen Frauenzimmern kam er nicht in Verkehr. Er fühlte seine körperliche Schwäche als Hindernis. Ein gesundes blühendes Mädchen verursachte ihm mehr Unbehagen als Freude. Er wußte, daß er den Kampf mit sprühender Lebenskraft nie wagen dürfte, und das Weh, welches ihm aus dieser heimlichen Überzeugung floß, war oft so groß, daß alle Liebe und Sorge seiner Tante nicht hinreichte, um ihn zu trösten.

Die Sehnsucht, eine eigene Familie zu gründen, wurde mit den Jahren doch mächtig in ihm. Er verdiente schon lange genügend, um einen Hausstand führen zu können. Von einer treuen, hingebenden Gattin gepflegt und gehegt zu werden, welche Seligkeit lag in diesem Gedanken allein!

Unter den drei Cousinen befand sich eine, die war auch nicht gesund, an die durfte er sich zuletzt am ehesten wagen. Sie hatte als Kind eine Hirnkrankheit überstanden und zeigte seitdem nicht den hellsten Verstand. Auch war sie von schwacher Körperbeschaffenheit. Die von der Mutter ererbte Eitelkeit war bei ihr ins lächerliche und krankhafte gewachsen, und die stark reduzierte Vernunft vermochte dem Übel keinen Damm zu setzen. Ein hübsches, aber gänzlich ausdrucksloses Gesicht, ein rauschendes Geplauder, das durch den Mangel an Inhalt für gewisse Leute den Anschein großer Naivität erhielt, waren für die Sehnsucht des jungen Mannes genügend Reize. Die gegenseitige Schwäche aber fühlte er instinktiv als besten Ausgleich. Man hatte sich nichts vorzuwerfen und eines mußte dem andern um seiner eigenen Mängel willen Rücksicht tragen.

Er entschloß sich also, der Cousine einen Heiratsantrag zu machen.

Diese war zu ihrer größten Verwunderung vierundzwanzig Jahre alt geworden, ohne mit all der bewußten Schönheit die Würdigung eines einzigen Mannes erhalten zu haben. Wohl war dann und wann durch das hübsche Gesichtchen angelockt, dieser oder jener ihr näher getreten, aber nur um enttäuscht von der Eitelkeit und Leerheit, welche ihrem ganzen Wesen das Gepräge gaben, und durch das Geschwätz erschreckt, sich baldmöglichst wieder zurückzuziehen.

Sie hatte solches oft bemerkt, aber völlig mißverstanden. Sie glaubte steif und fest, daß die Männer durch ihre Schönheit eingeschüchtert und verlegen gemacht, einfach des Mutes entbehrten, um mit ihr sich Vertraulichkeiten zu erlauben, wie mit den gewöhnlichen Erscheinungen ihres Geschlechtes.

Zum Unglück hatte sie auch noch eine Freundin gefunden, die sehr viel Übereinstimmung mit ihr bewies, aber dabei doch etwas mehr Schlaueit be-

faß. Jene Ähnlichkeit kittete die Freundschaft mit haltbarer Stärke und das Mehr an Klugheit übernahm mit fester Hand die Führerschaft.

Was diese Freundin tat, mußte sie unbedingt nachmachen, wie sich jene kleidete, so war ihre Mode. Gang, Geberden, Mienenspiel und Ausdrucksweise kopierte sie bis ins Detail. In ihrer Dummheit oder Gutmütigkeit merkte sie gar nicht, daß sie jener nur zur Folie dienen mußte.

Als der Heiratsantrag des Cousins kam, freute sie sich gar nicht. Sie kannte ihn, und wußte, daß er ein guter Mensch war; aber ihn zu achten vermochte sie nicht. Seine Unmännlichkeit und die Verzärtelung durch ihre Mutter war zu auffallend erschienen und hatte selbst ihr genügend Stoff zum lachen und zum ärgern gegeben. Sie lief sofort zur Freundin und teilte dieser die Wenigkeit mit. Das machte ihr aber einen gehörigen Ärger. Diese konnte es gar nicht fassen, daß der „Totsch“ eine Heiratsofferte erhalten hatte. In Entrüstung rief sie: „Was der?“

Diese zwei Worte mit dem Tone, in welchem sie gesprochen wurden, schlugen dem Faß den Boden aus; das arme Mädchen fing an bitterlich zu weinen, dazwischen schrie sie in einem fort: „Ich will ihn gar nicht; ich will ihn gewiß nicht.“

Die Freundin begann nun die Nachteile des Bewerbers aufzuzählen: „Einen hohlen Rücken hat er, und sonst schrecklich mager ist er; dazu besitzt er eine kranke Lunge und eine ekelig große Nase; — nein, nein, siehst, es geht nicht, Brrrr!“

Im geheimen aber dachte sie, daß ihr der Mensch durchaus nicht unangenehm wäre; daß er einen ganz schönen Verdienst habe und etwas Ersparthes besitze; daß er sehr gutmütig sei und für eine Frau gewiß alles tun würde; daß er noch manches Jahr arbeiten könne, und wenn er sterben müsse, keine lange Krankheit durchzumachen habe, da ja eine kranke Lunge, wenn's drauf und dran kommt, schnell den letzten Atem von sich gebe. Was Angenehmeres und Reizerendes aber sei kaum zu denken, als eine junge Witwe mit stattlicher Aussteuer. Sie selbst war zwar schon längere Zeit verlobt, aber es dünkte sie, daß der Bräutigam auch gar so lange nicht Ernst machen wolle. Und zu allem bewies er sich immer mehr als geriebener Mensch, auf den sie niemals einen bedeutenden Einfluß auszuüben erhoffen konnte. Ach, welche Sorge um die Zukunft, hatte er ihr schon verursacht; seine Trockenheit, seine ewige Geschäftsmiene und sein wenig verliebtes Wesen — was halfen dagegen all ihre Intriguen! Ja, er durchschaute gewöhnlich ihr Wollen bevor sie es in die Tat umsetzen konnte. Aber so ein gutmütiger argloser Narr, der wäre ein Fressen für sie gewesen. Für sein Wohlsein hätte sie gewissenhaft gesorgt — zu ihrem eigenen Nutzen. Ohne Zweifel fiel dann noch schwer in die Waagschale, daß ein Mann mit ihr ein schöneres und kurzweiligeres Leben zu führen vermochte, als mit dieser unter aller Beschreibung dummen Gans da. Wenn sie nur nicht gebunden wäre, den Ring des Verlobten nicht am Finger trüge, sie wüßte

schon was tun. Das gäbe ein aufregendes, allerliebste und interessantes Spiel, den Koufin der Koufine abzujaßen. Aber unter jetzigen Umständen ging es nun einmal nicht. — Doch was hätte sie eigentlich davon, wenn sie das Zusammenkommen dieser zwei verunmöglichte?

Sie gab endlich auf das Drängen der Umworbenen, die während ihres langen Nachdenkens schon zweimal gerufen: „Sag doch, was soll ich ihm antworten“, folgenden Rat: „Nach allem, was ich überlegt habe, möchte ich dich in deinem eigenen Interesse ersuchen, dem Koufin ja nicht etwa einen Korb zu geben. Im ersten Augenblick schien mir die Sache lächerlich, doch wie gesagt, jetzt nicht mehr. Du bist vierundzwanzig Jahre alt und hast dabei nicht die mindeste Aussicht auf einen anderen Vogel. So halte vorläufig diesen fest; und läuft in vernünftiger Zeit ein anderer ins Garn, der noch ein bißchen schwerer ist, dann ändert sich einfach deine Gesinnung. An stichhaltigen Ausreden wird es unter solchen Umständen gewiß nicht fehlen.“

„Aber ich hab' ihn ja gar nicht lieb“, sagte die andere; — und so schlecht zu handeln, wie du mir rätst, das bring' ich auch nicht fertig.“

„Du höre, mach dich nur nicht besser als du bist. Ich weiß, daß du seit sechs Jahren keinen anderen Gedanken hast, als möglichst vorteilhaft zu heiraten. Ein Mann, der dich mit guten Gewaren stopfen kann, der dir ein süßes Nichtstun ermöglicht und verzeiht, der dich mit feinen Stoffen behängt — so einer ist dein Ideal im Wachen und im Träumen.“

Das Mädchen schwieg. Sie glaubte, daß so ganz und gar nur deswegen sie denn doch nicht an die Ehe denke. Sie hätte wohl einen Mann lieben können. Und Kinder — ja an ihnen würde ihr ganzes Herz hängen. Eine brave Mutter wäre sie ganz gewiß. Ausreden konnte sie sich's zwar nicht, daß sie immer zuerst nur ans Gütelben, ans Nichtstun und die schönen Kleider dachte.

„Also mach ihm Hoffnung“, begann die Freundin wieder, „und laß ihn eine Weile daran zappeln — in Ungewißheit. verstehst du? Das reizt und macht begehrlieh. Sag ihm auch, du hättest noch keine Gedanken ans Heiraten.“

Die Koufine schrieb dem Koufin (denn dieser war seit einiger Zeit geschäftlich in der entfernten Stadt F. zurückgehalten) so ziemlich genau, was sie mit der Freundin abgemacht, oder vielmehr, was die letztere ihr anbefohlen hatte. Rasch kam die Antwort. Sie lautete sehr verzweifelt und ergieng sich in stürmischen Bitten um eine definitive Zu- oder Absage. Aus der Entfernung, im Heimweh nach der pflegenden und liebenden Tante, erschien ihm deren Tochter doppelt begehrenswert. War sie doch das treue Abbild der Mutter, in tausendfacher Verschönerung, mit der himmlischen Zartheit der Jugend und dem erquickenden Geplauder eines Kindes. Sie war zwar sehr eigensinnig; aber stand ihr denn das Trozköpfchen nicht so natürlich und reizend?

Es war nicht genug an einem Briefe, er sandte deren drei hintereinander, die immer dringlicher wurden. Da gab es keinen Ausweg mehr. Die Koufine,

im Einverständnis mit ihrer Freundin, gab ihm das ersehnte Jawort. Um die Weihnachtszeit kam er dann zurück. Die Ringe wurden gewechselt und die Verlobung gefeiert.

II.

Seit einem Jahr sind Koufin und Koufine Mann und Frau. Während des ziemlich langen Brautstandes hatte sich für letztere kein schwererer Vogel mehr gezeigt, und sie war zuletzt herzlich froh gewesen, einen solch guten, in der Liebe selbstvergessenen Mann geheiratet zu haben. Dieses Jahr hatte weitaus genügt, um ihn fast völlig von ihren Launen abhängig zu machen. Sie würde es zwar nicht allein fertig gebracht haben, aber ihre bewunderungswürdige Freundin anvertraute ihr die sehr schwer zu findenden, doch leicht auszuführenden Schachzüge, mit welchen sie so ausgezeichnet siegte im ehelichen Kampf um die Oberherrschaft. Ja, und wie vieles war schon vorgekommen in dieser Zeit! Bereits in den ersten Monaten hatte der Mann behauptet, ihm wäre eine behagliche Häuslichkeit weit lieber, als all' die Vergnügungen, denen sie des Abends und den ganzen Sonntag nachliefen. Und was für Vergnügungen das seien, woran sich seine Frau und ihre Freundin ergöhten! Ins Theater wollten sie nur, wenn ein sensationelles Stück gespielt wurde; dafür aber übten alle die Tangel-Tangel die größte Anziehungskraft auf sie aus. Er müsse mit traurigem Herzen dabeisitzen, innerlich weinend über die schöne verlorene Zeit. Diese elenden Komiker, diese liederlichen schamlosen Singweiber anzuhören und anzustauen! Und erst die Vorführungen von geschulten Hunden und Flöhen, graziösen Pferden und blöden Clowns, unnatürlichen Tänzerinnen und dressierten Seelöwen, Negern und intelligenten Schweinen, verrückten Velo- und Automobilfahrern, Klavier- und anderen Virtuosen. Es sei ja verzeihlich, dann und wann solche Dinge lustig und interessant zu finden; aber immer davon reden, sie zum Hauptinhalt der Gespräche zu machen, — nein, das ginge über seine Begriffe.

Mit diesen Ansichten kam er aber schön an. „Ich weiß schon, was du meinst,“ sagte seine Frau. „Diese unschuldigen und einzigen Freuden, die ich durch jene von dir so gering geachteten Unterhaltungen genieße und durch die ich den ganzen langen Tag (in Erinnerung daran) abermals einzig etwas zu zehren habe — die Freuden mißgönnt du mir, weil du ein fauler bequemer und ungebildeter Mensch bist, der für die feineren Genüsse auch nicht den geringsten Sinn hat. Wenn du mich liebtest, würdest du nicht verurteilen, was mir so große Freude macht. Um meinetwillen solltest du mir willig und gerne auch dahin folgen, wo du dein Vergnügen nicht siehst. Aha, ich weiß warum du für Häuslichkeit schwärmst. Daheim möchtest du dich pflegen und bemuttern lassen. Aber ich bin nicht deine Tante, sondern deine Frau. Du sagtest vor der Hochzeit unzählige Male, du wollest mich auf den Händen tragen, und jetzt hättest du es wohl gern umgekehrt. Pfui, ich darf meiner Freundin nichts davon sagen; sie würde mich bemitleiden und dich verachten.“

Bei diesen Worten fing sie an zu weinen, und der gute gedemüthigte Mann nahm sie in seine Arme und küßte die Tropfen weg, küßte die Wangen, die Stirn, das Haar und die Händchen. Ja, er liebte sie über alles. Er entschloß sich von neuem, ihr jedes Opfer zu bringen.

Wohl hatte er denken gelernt in letzter Zeit. Er durchschaute zum guten Theil den unheilvollen Einfluß jener Freundin auf seine Frau. Doch die Macht, die beiden Unzutrennlichen zu scheiden, besaß er nicht. Alle seine Liebe, die junge Frau damit mehr an sich zu fesseln, blieb verkannt und unbeantwortet. Die kleinste Hindeutung aber auf die Gefährlichkeit jener Person verursachte den bösesten Entrüstungssturm. Zum strengen Befehl und dessen Aufrechterhaltung besaß er nicht die nötige Energie. Je mehr er dachte, umsomehr fiel ihm auf. Das Geld floß der jungen Frau unversehens durch die Finger. In den Verkaufsläden und auf dem Markt war sie den Händlern als eine brave Käuferin bekannt, das heißt, sie verlangte das Beste, bezahlte, ohne zu prüfen, und nahm alles, was man ihr gab. Beim Kochen ging vieles zu Grunde und Speisereste im Schrank verderben, wenn nicht zur rechten Zeit die Freundin kam und alles aufaß. Nur um diese bei guter Laune zu halten, waren Liqueurs und Biscuits angeschafft worden. Bei jedem Besuch verschlang sie ganz beträchtliche Quantitäten. An Abendausgängen und den ganzen Sonntag ließ sie sich ebenfalls freihalten. Auch sonst machte sie ihre Ansprüche auf den Geldbeutel des geplagten Ehemannes mit solcher Unverschämtheit geltend, daß ihm die Empörung oft bis zum Hals stieg; doch schluckte er immer wieder, aus Angst vor dieser Person, und aus Rücksichten für seine Frau.

Er sah ferner, daß dieses Leben nicht nur zu stark seine Finanzen, sondern auch im bedenklichen Grade seine Gesundheit angriff. Das stundenlange Sitzen in raucherfüllten, mit Hunderten von Menschen besetzten Räumen, die dursterregende Wärme und das damit nötig werdende Trinken, verursachten seiner geringen Widerstandsfähigkeit gar manchen gefährlichen Stoß. Ebenso schmerzlich empfand er den Raub an Schlaf. Seiner Frau gegenüber zu klagen, scheute er sich, aus Furcht, Schwächling genannt zu werden. Dieses Wort, von einem Weib gesprochen, ist dem Manne unerträglich.

Doch gab es für ihn noch eine feste Hoffnung, aus der er in all seinen Leiden großen Trost zog. Seine Frau wollte bald Mutter werden. Wie vieles mußte sich ändern nach der Ankunft eines kleinen Geschöpfleins. Zu welchen würdigen Pflichten mußte ein solches Glück sie freudig geneigt machen. Ja, dann bekam er die Hilfe, die er mit all seiner Liebe nicht gefunden. Dann wurde auch sein heißer Wunsch nach der Seligkeit eines innigen Familienlebens erfüllt.

III.

Seit einigen Monaten lag da ein herziges sauberes Bürschchen im Bettchen und strappelte lustig mit Armchen und Beinchen. Der Kleine lachte schon wie

ein verständiges Männchen; auch verführte er im Verhältnis zu seinem Alter sehr wenig Geschrei.

Mit der jungen Mutter war jene gedankenlose, leichtsinnige, auf der Grenze zwischen Dummheit und Schlechtigkeit sich bewegende Frau nicht mehr zu vergleichen. Durch die Liebe zu ihrem Kinde war das Beste in ihr hervorgebrochen, die Selbstsucht zurückgedämmt und der Verstandesmangel durch feinen Instinkt und Willigkeit ersetzt. Das sonst ausdruckslos gewesene Antlitz besaß nun etwas Gewinnendes, ein Stück Anmut, welches verdeckend und versöhnend die eingegrabenen Eitelkeitszüge minderte. Wie verträglich und liebevoll betrug sie sich ihrem Manne gegenüber. In guten Augenblicken anerkannte sie sogar all' seine rührende Sorge um Mutter und Kind. Ihm zu Gefallen wurde sie weniger nachlässig im Haushaltungswesen. Das Leben hatte einen andern Inhalt für sie bekommen, an jene früheren „feineren Genüsse“ dachte sie kaum mehr.

Und der Mann war glücklicher geworden, als er gehofft und geahnt hatte. Das Entgegenkommen und die unerwartete Freundlichkeit seiner Frau, der hübsche lachende Kleine und der Vaterstolz — das alles schloß fast zu viel Seligkeit in sich. Er glaubte schon in kurzer Zeit gesünder und stärker geworden zu sein. Kaum fühlte er noch den sachte nagenden Schmerz in der Brust.

Die Freundin kam immer noch fleißig auf Besuch. Sie haßte den Kleinen im Bettchen, der solch großen Einfluß auf die Mutter besaß. Diese wollte nicht mehr von ihrem Liebling weichen, und mit den Abendausflügen hatte es daher ein Ende. Vergebens war alles Drängen, Bitten und Drohen; sie bekam immer die bestimmte Antwort: „Mein Platz ist beim Kleinen.“ Jene merkte dann, daß da, wo die Mutterliebe anfang, ihre Autorität ein Ende hatte.

Wollte sie noch weiter gehen, so tat sie solches auf Gefahr hin, ihren Einfluß gänzlich zu verlieren. Sie begnügte sich denn vorläufig, während ihrer Besuche die guten Bissen wegzuschnappen, auf das Hirtenleben der Familie zu sticheln, den unmännlichen Hausinn des Mannes zu bespötteln, den Kleinen einen verwöhnten Rang zu titulieren, und im allgemeinen ein Klagen über die jetzige schreckliche Langweiligkeit anzustimmen. Hatte sie dann einige Gläschen Liqueur probiert, ließ sie sich auch herab, über die eigenen Angelegenheiten Aufschluß zu geben. Ihr Verlobter, nachdem er sie genügend gequält hatte, war ihr untreu geworden. In den Armen einer dicken vermöglichen Witwe lache der Glende sie arme Betörte und Verlassene aus. Sie hoffe, den Beiden nie auf der Straße zu begegnen, sonst gäb's ein Unglück. Kummer und Ärger hätten ihr böß zugesetzt. Das seit Jahren bestehende Magenleiden zeige ebenfalls schlimme Symptome. Sie müsse regelmäßiger leben und strenge Diät halten, hatte der Doktor gesagt. „Ja, so meinte der Narr,“ rief sie, „strenge Diät halten; nun schau mich einmal an, wie verzweifelt mager ich bin. Drei Mahlzeiten und gar nichts dazwischen, sagt er; und wenn ich nicht alle Stund' oder zwei etwas zu knuspern hab', so wird's mir ganz übel.“

Der jungen Frau waren die Besuche ihrer Freundin zur schwer entbehrlichen Gewohnheit geworden. Sie verkehrte sonst mit niemandem. Nur die Mutter kam oft, um nach ihren Lieblingskindern, das heißt, nach dem jungen Ehepaar und nach dem Kleinen zu sehen. Ausgänge machte sie nur die aller-notwendigsten; die hauptsächlichsten Einkäufe besorgte in letzter Zeit der Gatte selbst. Wie konnte doch die Freundin so prickelnd erzählen und wußte so manch' gelungene Anekdote figlicher Natur. Wurde sie aber giftig, so hatte man das angenehme Gefühl, daß man selber noch lange nicht so stark sei; redete sie verleumderisch und bössartig, so bekam man die Überzeugung, nicht auch gleich niedrig zu denken. Nur wenn sie den Kleinen einen verwöhnten Namen nannte, zogen sich die Brauen der jungen Mutter finster zusammen und in den Augen leuchtete ein gefährliches Licht. Einzig der Meid, den sie aus diesen Beschimpfungen des Liebling's heraushörte, tröstete sie immer wieder. Auch die verächtliche Sprache über den Mann wollte ihr nicht mehr ganz gefallen; sie hatte auf einmal so etwas gleich dem Bewußtsein, daß sie als Gattin eigentlich solches nicht dulden dürfte. Doch besaß sie nicht Mut genug, um die Freundin energisch zu tadeln, weil mit Abnahme der Achtung der Respekt vor deren scharfer Zunge in ihr gewachsen war.

Wenn es nur nicht Winter gewesen wäre, mit welchem Stolz hätten sonst Vater und Mutter den Kleinen spazieren gefahren. Ein schönes Wägelchen war denn auch bereits gekauft worden. In seinem Anblick schwelgten sie oft in den Vorfreuden der zukünftigen Ausfahrten.

In der Karnevalszeit wollte die junge Frau wieder einmal zum Tanz gehen. Ihr Gatte selbst hatte sie gebeten, einen Abend mit der Freundin die Lust eines Maskenballes zu genießen; er wolle dann daheim beim Kleinen Acht geben. Als sie zwar den Liebling ansah, der so allerliebft lächelte, die Ärmchen nach ihr hob, und mit den dicken Beinchen die Decke herunterzappelte, schien ihr der Verzicht auf jenes Vergnügen leicht. Gewiß, es war jetzt nirgends schöner wie daheim. Aber die Freundin ließ ihr keine Ruhe und verstand es ausgezeichnet, mit allerlei Listen zu reizen. Sie brachte den Stoff zu Maskenkleidern, liebäugelte mit Samt und Seide, Borten, Gimpen und Lizen, schwamm dabei in früheren Erinnerungen und malte auf ihrem Grund die zu erwartenden Freuden.

Endlich wurde beschloffen, daß Beide als „Baby's“ den Ball besuchen wollten. Am bestimmten Tage, als eben das Ehepaar beim Essen saß, hörte man von der Straße herauf den Lärm eines lustigen Aufzuges. Die junge Frau sprang ans Fenster. Im Anblick der bunten Gestalten, von deren graziösen, oder absichtlich ungeschickten und komischen Bewegungen, im Anhören der lebhaften Musik und der freischenden Maskensprache, begannen ihre Augen zu leuchten und die Wangen in Blut zu brennen.

Lächelnd sah dies der Gatte. Als er, ins Geschäft gehend, auf dem Wege seinen Gedanken nachhing, kam ihm plötzlich die Angst, daß in der

Gattin durch den Ball wieder die ganze frühere Vergnügungsfucht erwachen könnte.

Nachmittags kam die Freundin. Es wurde nun fleißig an den Kostümen gearbeitet. Als jene mit dem ihren zuerst fertig geworden war, zog sie es zur Probe an. In der Freude ob dem gelungenen Werk, drehte sie sich im Wirbel mitten in der Stube, daß selbst der Kleine im Bettchen an dem Geflitter und Geflatter seine helle Freude bewies. Nun aber half sie der jungen Frau, die weniger geschickt, und daher weniger schnell vorwärts gekommen war. Es stellte sich zuletzt heraus, daß noch einige Zutaten fehlten, und die Freundin ging in den nahen Verkaufsladen, wo sie die Dinge erhalten konnte. Bei ihrer Rückkunft traf sie im Hausgange den Ausläufer des Geschäfts, an dem der Mann der jungen Frau beteiligt war. Sie fragte den Burschen, den sie kannte, wohin er wolle. „Ich hab' einen Brief abzugeben für Madame...“ „Geben Sie nur her, ich gehe soeben hinauf“, sagte sie und nahm ihm das Couvert aus den Händen.

Im ersten Stock stand sie still und öffnete letzteres ohne Zaudern. Ein kurzes Schreiben folgenden Inhalts lag darin:

Meine Liebe!

Vor zehn oder elf Uhr nachts kann ich nicht heimkommen. Geschäftliche Interessen nötigen mich, mit einem heute nachmittag von Frankfurt ange-
langten Reisenden in längere Besprechung zu treten. Es tut mir sehr leid, daß dir damit deine Freude verdorben wird! Doch gibt es ja Sonntags auch noch Gelegenheit, das Märchen zu machen.

Viele Grüße. Dein Getreuer.

Die Freundin zerknitterte das Papier und steckte es in eine ihrer Taschen. Dann stieg sie, ein Liedchen summend, die zwei Treppen höher und trat in die Stube, als eben die junge Frau den Kleinen zum Schlafen niederlegte.

„Du, dein Herr läßt dir durch den Ausläufer berichten, er werde ein wenig später heimkommen. Aber wenn der Kleine schlafte, sollest du nur gehen; bis acht Uhr mindestens sei er zu Haus.“

„Da wart' ich lieber“, meinte die Mutter.

„Sei doch nicht so unausstehlich gewissenhaft“, sagte die Freundin. „Wenn du Einkäufe machst, ist dein Prinz auch allein. Wir warten ja, bis er schläft wie ein Murmeltier.“

Die junge Frau setzte es durch, bis siebeneinhalb zu bleiben. Dann aber machte die andere Ernst zum Fortlaufen. Wenn sie also überhaupt den Ball besuchen wollte, so müsse sie sich fügen und den wirklich fest schlafenden Kleinen für kurze Zeit allein lassen. Man schloß die Wohnung und legte die Schlüssel an den für solche Fälle bestimmten Platz. Haus- und Korridorschlüssel hatte der Mann immer bei sich.

Um elf Uhr kam dieser heim. Er war höchst bestürzt, die Frau abwesend und den Kleinen außer dem Bettchen, obwohl noch schlafend, auf dem kalten Boden

zu finden. Wohl im Wachen, weil niemand gekommen war, ihn aufzunehmen, hatte er versucht hinauszukriechen. Zum Glück mußte der Teppich den Fall gemildert haben. Der besorgte Vater fand auch keine Verletzung an ihm; doch waren das Körperchen und die Beinchen fast starr vor Kälte anzufühlen. Schnell hob er das trotz der Untersuchung nicht wach gewordene Bürschchen ins Bettchen zurück und hüllte es in warme Decken. Dann wusch er das von Tränenbächen beschmutzte Gesichtchen ganz sachte ab. Er hoffte, daß der Aufenthalt auf dem kalten Boden nicht zu lange für die Gesundheit des Kleinen gedauert habe, und war geneigt, seinen festen Schlaf als gutes Zeichen auszuliegen.

Nachdem er für alles gesorgt und auch im Ofen das Feuer angefacht hatte, setzte er sich ans Bettchen und hing allerlei Gedanken nach. Ihm war es heute gelungen, vorteilhafte Geschäftsabschlüsse zu machen. Er und sein Mitbeteiligter durften sich zu ihrem Unternehmen Glück wünschen. Zwar stand dieses noch im Werden und Wachsen, noch war man zu großen Einschränkungen gezwungen; aber bereits hatte man ihnen für solides und gewissenhaftes Handeln viel Zutrauen gezollt.

Immer mehr vertiefte er sich in allerlei Pläne zur Hebung des Geschäfts, und bemerkte dabei für lange weder die vorrückende Zeit noch die wachsende Unruhe des Kleinen. Erst als dieser, erwachend, kläglich zu schreien anfang, fuhr er aus seinem Sinnen empor. Er sah in ein rotes Gesichtchen und bemerkte nach genauerem Hinsehen, daß das arme Bürschchen vollständig im Schweiß gebadet lag.

Morgens vier Uhr kam die Mutter heim. Sie hatte einen glückseligen Abend verlebt. Nie in ihren ledigen Jahren erinnerte sie sich so viel Bewunderung erregt zu haben. Das kam, weil sie natürlicher und vorsichtiger im Gespräch geworden war und sich besser auf die Männer verstand. In der Lust hatte sie Gatte und Kind vergessen. Zweimal mußte ihre Freundin zum Heimgehen mahnen.

Sie fand den Mann, in seinen Armen den weinenden Liebling haltend. Er erklärte ihr alles. Da kam auch das durch den Ausläufer abgeschickte Schreiben zur Sprache — und Beide errieten leicht den Sachverhalt.

Er ging dann, den Arzt zu holen, und sie lief mit dem weinenden Kind im Arm in der Stube umher. Noch trug sie das Babykleid, dessen bauschiger Stoff nun von manchen Angsttränen benetzt wurde. Noch nie in ihrem Leben hatte sie so viel gelitten, als wie in der Zeit zwischen ihrer Heimkunft vom Balle und der Ankunft des Arztes, und noch nie hatte sie größere Erlösung gefühlt, als wie beim Eintritt des letzteren und ihres Gatten in die Stube.

Jener trat sofort ans Bettchen und untersuchte den kleinen Kranken. Ihr Vertrauen in diesen Menschen war ebenso groß wie die Furcht. Sie, die vor dem andern Geschlecht so wenig Achtung besaß, die als Kind verächtlich über den Vater, als Jungfrau, im Umgang mit ihrer Freundin, verächtlich über alle denken gelernt hatte, sie war trotz allem Widerstand gezwungen worden,

Respekt vor einem zu haben — dem Arzt. Schon manchmal hatte sie den Gatten ersucht, einen andern zu engagieren. Doch hatte er immer hartnäckig und ungewöhnlich ausdauernd alle Vorschläge abgelehnt. „Ich verdanke ihm mein Leben, als Arzt ist er mir unentbehrlich, als Mensch sehr lieb; du wirst mich niemals zwingen können, ihn aufzugeben“ — so pflegte er zu sagen. Sie mußte sich daher fügen und den Gefürchteten öfters sehen, wenn nicht gar mit ihm verkehren. Als er letztes Jahr den Gatten, der sich immer wieder erkältete, fleißig besuchte, hatte er sie einmal barsch zur Rede gestellt wegen der Unordnung und Staubhockerei in der Wohnung, und als er sie gelegentlich im Interesse des Gatten um eine Auskunft fragte, und sie aus vielen Gründen falsche Angaben machte, da hatte er ihr einen Blick gegeben, einen Blick, durch den sie plötzlich der eigenen Kleinheit und der Macht, der innern Größe eines echten Mannes bewußt wurde.

Als er die nötigen Vorschriften, welche bei dem Kleinen beobachtet werden sollten, gegeben hatte, verabschiedete er sich, ohne Näheres über die Krankheit gesagt zu haben. Erst draußen teilte er dem ängstlichen Vater mit, daß der Kleine sehr stark erkältet sei und wahrscheinlich seine Lunge erhalten müsse, das heißt, daß eine Entzündung dieses Organs unabwendbar erfolge. Der arme Mann hielt sich kaum aufrecht, als er fragte: „Sie glauben, daß er von mir eine Schwäche ererbt hat?“ „Vielleicht nicht Ihre Krankheit, in der That aber die Disposition zu derselben“, sagte der Arzt. Er tat dem Unglücklichen nicht gerne weh. Doch wie eindringlich hatte er ihn vor dieser Verwandtenehe gewarnt und auf die Folgen hingewiesen. Wären die Beiden gesund an Körper und Geist gewesen, ja, dann hätte man wenig oder gar nichts einwenden können — aber so!

IV.

Es war in den Abendstunden des dritten Tages nach jenem Maskenball, als die Freundin die Treppen zur Wohnung der jungen Frau hinaufeilte. Ihr gelüstete nach einer Knusperstunde, und nirgends gab sich die Gelegenheit dazu so schön wie hier. Sie vermutete zwar, für den von ihr ausgeübten Streich, das heißt, für das Hinterhalten des Briefes mit Vorwürfen empfangen zu werden. Aber das machte ihr wenig Kummer. Noch war ihr Einfluß stark genug, und wollten die Muttergefühle jenem oft bestimmte Grenzen setzen, so brauchte sie sich im Notfalle nur herabzulassen, der großen Eitelkeit dieses Schwachkopfes ein wenig zu schmeicheln.

Mit solchen Gedanken war sie bis zur Stubentür gelangt. Beim Eintreten wahrte sie die Mutter der jungen Frau auf dem Sopha sitzend und bitterlich weinend. Im Raume war ein eigentümlicher Geruch, der geradezu beängstigend wirkte. Sie blieb, nachdem sie auf ihren Gruß von der alten Frau keine Antwort erhalten hatte, zögernd am Eingange stehen, und bedachte eben, ob es nicht besser wäre, umzukehren, als aus dem Nebenzimmer die junge Frau erschien und ihr winkte. Wie sie, der stillen Aufforderung Folge leistend, an der

auf dem Sopha sitzenden vorbeischnitt, zog diese sich aus Furcht, mit ihr in Berührung zu kommen, in offenbarem Entsetzen möglichst weit auf ihrem Platze zurück. Bei der jungen Frau angelangt, sah sie in ein solch schreckhaft bleiches Antlitz und einen solch wahnsinnigen Ausdruck in deren Augen, daß sie, von großer Angst getrieben, sich umwenden und die Flucht ergreifen wollte. Aber da faßte jene ihren Arm und schob sie mit Kraft ins Zimmer, dessen Türe sie sofort zustieß und verriegelte. Entsetzt bemerkte sie, wie die wahnsinnig Scheinende mit dem grausamen und rachgierigen Aussehen eines wilden Tieres jede ihrer Bewegungen verfolgte. Jetzt trat sie auf die Seite und gab ihr den Blick ins Zimmer frei. Wenige Schritte entfernt stand das Bettchen, worin in seinem schönsten Kleidchen, die Ärmchen über der kleinen Brust gekreuzt, in den Händchen weiße Blumen haltend, der Liebling lag. Sie beugte sich vor, wie um besser sehen zu können, ihre Augen wurden stier, und die Zähne klapperten hörbar. Ein schweres übermächtiges Schuldgefühl überkam sie.

Die junge Frau wies nach der kleinen Leiche und sagte im Tone der Wut und Drohung: „Deine Tat!“ Dann stürzte sie sich auf die von allen empfangenen Eindrücken Gelähmte und riß sie zu Boden. „Ich will Leben um Leben“ keuchte sie und krallte mit der Kraft einer Wahnsinnigen ihre Finger in den Hals der Freundin. In Todesangst begann sich diese zu wehren. Von Natur viel stärker als die junge Frau, aber im gänzlichen Mangel aufregender innerlicher Motive, und durch das Schuldgefühl im Banne gehalten, vermochte sie nicht den ausreichenden Widerstand zu leisten. Kaum daß sie durch ihre Anstrengungen für einen Augenblick Luft bekam, um Hülfeschreie auszustoßen. Aber vergebens hämmerte drüben die alte Frau mit den Fäusten an die Türe; es wollte sie niemand hören. Die schrecklichen halberstickten Schreie und der Lärm des Kampfes ließen das Schlimmste befürchten. Weinend lief sie zuletzt hinaus und rief die Nachbarn zusammen. Von oben und unten kam daher gelaufen, was im Hause war. Vereint pochten sie dann an die Türe und begeherten dringlich um Einlaß. Als aber dieses nichts half, so sprengten sie das Schloß. Man riß die Wütende von ihrem Opfer. Zwei Männer hatten alle Kraft anzuwenden, um die Schlagende und Krachende zu halten. Die bewußtlos am Boden Liegende bot einen bedauernswerten Anblick: das Gesicht blutüberströmt, der Hals mit vielen tiefen Eindrücken von Fingernägeln bedenklich verwundet, die Kleider zerrissen und besudelt. Man trug sie hinaus, und eine mitleidige Frau nahm sie vorläufig zu sich in ihre Wohnung.

Der Gedanke an Vergeltung hatte die Mutter in der Leidenzeit ihres Lieblinges aufrecht erhalten, mit demselben Gedanken hatte sie ihn in ihren Armen sterben sehen.

Ende März erkältete sich der Gatte ein wenig, wie so oft, und bekam die Lungenentzündung, wie so oft. Es traten aber dieses Mal noch andere Leiden hinzu und in sehr kurzer Zeit war auch er erlegen.

An seinem Grabe fühlte das arme Weib die ersten Regungen eines zweiten Wesens unter ihrem Herzen.

Sie ging zu ihren Eltern heim. Noch einmal gab sie einem Knaben das Leben, um ihn nach wenigen Wochen wieder zu verlieren. Am kleinen Sarg, in den man das winzige Wesen bettete, fiel sie in Ohnmacht. Viele Wochen lag sie dann am Nervenfieber darnieder.

Jetzt lebt sie still und zurückgezogen, gedenkt der Vergangenheit und scheint keine Wünsche für die Zukunft zu haben. Ende.

Aprikosenblüte.

Nun ist's mit Schnee und Schneesturm aus,
Dem rauhen, sonnenlosen:
An brauner Holzwand hinterm Haus,
Da blühen die Aprikosen.

Es sind die Knospen über Nacht
frischduftig aufgegangen,
In stiller, sonnverklärter Pracht
Die weißen Blüten prangen.

Und rings der Bienen leis Gesumm,
Ein Tanz von Schmetterlingen,
Lichtblauer Himmel um und um
Und munterer Vöglein Singen!

Wie ist das alles lieb und gut,
Was hier der Lenz gegeben!
Mir wird ganz frühlingshaft zu Mut,
Ich fühle neues Leben.

Und wenn da wieder schmückt den Baum
Der Lenz in seiner Güte —
Mir prangt ums Herz der Jugend Traum
Wie Aprikosenblüte.

Emil Faller, Zofingen.

Aus dem Appenzellerland.

Von B. Fricker, Baden.

Die Aussicht auf dem Säntis war heute nicht tadellos. Die entferntern Teile der Hochalpen waren meist durch Nebelgewölke verdeckt. Vorübergehend traten dagegen recht klar die Glarner Berge hervor, schärfer die Grauen Hörner und der Calanda im St. Galler Oberland und jenseits des Rheindurchbruchs die ganze Rhätikonkette mit dem alles dominierenden Scesaplana. Am schärfsten markiert waren gerade vor uns die sieben Kurfürsten. Sie erschienen hier als eine Reihe von höckerartigen Hügeln. Nach Norden und Nordosten schweifte der Blick ungehemmt weit hinaus in das Zürcher Gebiet, über den Thurgau und über den Bodensee und sein Umgelände. Das Städtchen Wyl mit seinen weißen Mauern und Türmen zeichnete sich besonders gut ab.

Es waren heute, am 22. Juli, viele Leute auf dem Säntis, und die geräumige Wirtsstube war jeweilen vollgestopft, wenn die kalten Nebel um den